

Moederkerk – Mutterkirche

Jos Palm

Und da stehe ich nun. In der Stadt Münster, der ich als Niederländer zu Dank verpflichtet bin. Wenn man es genauer betrachtet, ist Münster nämlich die Stadt, in der die eigenwillige niederländische Geschichte bestätigt wurde. Die Niederlande waren immer eigensinnig, schon lange vor den Hippies und den Amsterdamer Provos, Anhänger einer anarchistischen Protestbewegung der Sechziger. Und damit meine ich die Niederlande der frühen Neuzeit. In der frühen Neuzeit gab es zwei Probleme: König und Kirche. Diese Probleme lösten die Niederlande, indem sie König und Kirche abschafften. Und genau das wurde im Jahr 1648 hier besiegelt, beim sogenannten Frieden von Münster, einem Teil des Westfälischen Friedens, der unseren Achtzigjährigen Krieg beendete.

Deshalb ist es durchaus angemessen, sich als Niederländer bei der Stadt Münster dafür zu bedanken, auch wenn es schon fünf Jahrhunderte her ist. Dass wir unsere Freiheit, unsere ‚Coffeeshops‘, unseren Rudi Carrell und unsere Linda de Mol Münster verdanken, geht zu weit, aber dennoch, ‚we owe you‘, wie man im Englischen sagt.

Wir Niederländer stehen sozusagen bei Münster in der Kreide. Münster hat uns nämlich bei vielem geholfen. Und das, obwohl wir Münster so viel Leid und Elend bereitet haben. Und damit meine ich nicht die Bombardements der Alliierten am Ende des zweiten Weltkriegs, denn solche Betriebsunfälle gehören nun mal zu einem Krieg. Nein, ich meine die holländischen Glaubensfanatiker, die Münster 1534 in einen Terrorstaat verwandelten, in eine Art christliches IS-Kalifat des sechzehnten Jahrhunderts. Ich spreche von den Wiedertäufern, dem Mittelständler Jan de Bakker und dem Schneider Jan van Leiden. Die eisernen Käfige an der Lambertikirche erinnern immer noch an diese extreme Geschichte, die damals die Welt schockierte. Sie spottete allem, Gott, Geboten und den guten Sitten, und vielleicht ist es deshalb angebracht, Münster dafür als Niederländer um Entschuldigung zu bitten, auch wenn es nun schon fünf Jahrhunderte zurückliegt.

Aber da ist noch etwas. Das Auftreten der glaubenswahnsinnigen Mittelständler spottete auch einer Art historischen Gesetzmäßigkeit. „Männer machen Geschichte“, heißt es auf gut Deutsch. Wir sagen: „Grote mannen maken geschiedenis“ – „Große Männer machen Geschichte“. Und im frühen sechzehnten Jahrhundert waren es auf einmal ganz gewöhnliche Männer, die Geschichte schrieben. Und auch wenn es eine dramatische Geschichte war, die sie schlussendlich den Kopf kostete; und auch wenn es nur ein paar Jahre andauerte:

Ihr Tun und Lassen wurde aufgezeichnet; sie schrieben Geschichte. Und das in einer Zeit, in der das Geschichteschreiben Größen wie Luther, Kaiser Karl V. und Kolumbus vorbehalten war.

Auch diese Tatsache haftet Münster an. Gewöhnliche Menschen sind in der Geschichtsschreibung meist nicht mehr als die Ameisen, die die Last der Geschichte weitertragen. Das waren sie laut Friedrich Hegel, laut Karl Marx und das waren sie sehr lange in der professionellen Geschichtsschreibung. Diese traurige Tatsache wurde hier, in Münster, für einen Moment aufgehoben. Damit gingen Glaubenswahnsinn, Blut, Mord und Totschlag einher, aber nichtsdestotrotz – hier holten sie sich Anerkennung. Natürlich auf eine falsche, aussichtslose Art und Weise, wie wir im Nachhinein wissen, aber es war Anerkennung. Hier war für kurze Zeit die Ausnahme die Regel, hier tauchten ganz kurz gewöhnliche Menschen aus der Anonymität auf, hier führten sie ganz kurz die Regie über ihre Geschichte. Hier drückten sie gleichsam ihren Stempel auf ein Jahrhundert, in dem sie eigentlich unsichtbar waren. Und auch dafür sind wir Münster zu Dank verpflichtet.

Kurzum, Münster ist genau der richtige Ort, um darüber nachzudenken, was es bringt, wenn man versucht, unsichtbare, vergessene, anonyme Menschen aus dem Trott der großen historischen Geschichte herauszuholen.

Wie eben gesagt, in vielen Geschichtsbüchern bekommt der gewöhnliche Mann oder die gewöhnliche Frau die Rolle der Ameise zugeteilt, die die Last der Geschichte weiterträgt. Sie tragen die Last für die Demokratie, für eine judenfreie Welt, für ein sozialistisches Paradies, für ein weißes Amerika, für Caesar, für Napoleon, für Gott, für Hitler, für Stalin, für Churchill, und so weiter und so fort. Und sie schleppen die Last für die Reformation und für die heilige römische Kirche, so wie es auch mein Vater und meine Mutter taten.

Über meine Mutter, und folglich auch ein bisschen über meinen Vater, und über unsere Familie, schrieb ich das Buch mit dem Titel *Moederkerk* – Mutterkirche. Und erst danach habe ich verstanden, was ich mit diesem Buch getan hatte. Ich hatte, salopp gesagt, der Ameise ein Gesicht gegeben, eine eigene Agenda. Die Ameise schleppt und schuftet auch mit ihren eigenen Beweggründen, die scheinbar mit denen der großen Männer zusammenfallen. Im Fall meiner Mutter mit denen des Papstes, des Bischofs, des Pastors und des Kaplans. Aber meine Mutter hatte auch ihre eigenen guten Gründe dafür, sich bei den Ameisen einzureihen, die tagein, tagaus schufteten und schleppen. Das Glück des Schuftens selbst war einer der Gründe. Sie fühlte sich dadurch besser, anerkannt sozusagen, als eine gewöhnliche Frau und als gewöhnliche Gläubige, so als würde sie zählen. Anerkennung ist ein Schlüsselbegriff. Um sie zu begreifen, und um so viele andere, gewöhnliche anonyme Frauen und Männer zu begreifen. Dazu gleich mehr.

Zunächst – und dafür entschuldige ich mich – muss ich eine kleine Lektion zur Geschichtsschreibung einschieben, denn das Massenphänomen der persönlichen Geschichten, der Familiengeschichten, ist kein zufälliges. In den Niederlanden ist es mittlerweile ein Zweig sowohl der Geschichtsschreibung als auch der ‚literarischen Non-Fiktion‘, wie sie vornehm genannt wird. Und soweit ich

weiß, ist dies auch in Deutschland der Fall. Hier gibt es, um ein paar Titel zu nennen: Uwe Timm mit *Am Beispiel meines Bruders* (2003); Maxim Leo mit *Haltet Euer Herz bereit. Eine ostdeutsche Familiengeschichte* (2010); Karin Himmler mit *Die Brüder Himmler. Eine deutsche Familiengeschichte* (2005); der Band mehrerer Autoren *Opa war kein Nazi: Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis* (2002), und zweifellos noch viele mehr. Und wir Niederländer haben auch noch viele und viele mehr. Unser berühmtestes Familienbuch *De eeuw van mijn vader* (1999; *Das Jahrhundert meines Vaters* (2003)) von Geert Mak wurde sogar ins Deutsche übersetzt, was fast als niederländische Entwicklungshilfe bezeichnet werden kann.

Doch es geht darum, dass all diese persönlichen Geschichten nicht vom Himmel fallen. Sie sind eine Art Antwort auf die Geschichte von Sicherheiten, von der Sicherheit des ‚deutschen Staates‘, von der Sicherheit eines kleinen und tapferen Hollands, von der Sicherheit eines aufgeklärten, patriotischen Frankreichs, von der Sicherheit eines unvermeidlichen Faschismus, Nationalsozialismus und Kommunismus. Aber genauso von der Sicherheit der herrlichen, Heiligen Familie. Bei uns war das die glückliche Familie aus den Jahren des Wiederaufbaus, wo Papa das Fleisch schneidet und Mutter die Wäsche macht. Bei Ihnen war es die Familie des Wirtschaftswunders, die Traumfamilie aus der Adenauer-Zeit.

Die Geschichtsschreibung des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts musste vor allem Kontinuität suggerieren. „Die Geschichte ist keine Leiche, die man sezieren kann, sondern ein Strom, dessen Richtung man begreifen muss“, schrieb ein bekannter niederländischer Historiker. Es wurde eine ‚Wirk-Geschichte‘, Historiker schrieben uns hilfreicherweise in den Nationalstaat hinein, sie halfen uns Niederländern, die Besatzung auch im Geiste abzuschütteln; und den Deutschen bei der Vergangenheitsbewältigung. Die Geschichte schenkte uns, Deutschen und Niederländern, als Arbeiter, Frau, Katholik oder Protestant einen Platz unter der Sonne.

Die moderne Geschichtsschreibung handelte also nicht von mehr oder weniger zufällig ausgewählten Menschen; ihr Gegenstand war der Mensch als Teil der historischen Maschinerie. Es war, um das Bild noch einmal zu bemühen, im besten Fall die Geschichte der Last, der Ameise und des Weiterschleppens. Das Wort ‚Ich‘ hatte seinen Durchbruch als historisches Objekt erst, als zwei Weltkriege vorüber waren und sich alle Ideologien und Emanzipationsbewegungen ausgetobt hatten. Dann war endlich das ‚Ich‘ an der Reihe.

Es ist eine Demokratisierung der Geschichtsschreibung und unserer Sicht auf die Vergangenheit selbst. Der Boom der Familiengeschichte fällt nicht zufällig mit dem Entstehen einer ganzen Generation gut ausgebildeter Jugendlicher zusammen, die jetzt alle zwischen vierzig und sechzig Jahre alt sind. Sie wollen vor allem Eines wissen. Wie war es, Mama und Papa, die Last vorwärts zu tragen? Und warum habt ihr sie eigentlich geschleppt, für Hitler, für Mussolini, oder im Fall meiner Mutter, für diesen lausigen Papst? Und das fragte ich, und hatte dabei selbst jahrelang die Last für Mao getragen. Aber auch das begriff ich

erst, als ich meine eigene Einfältigkeit gegen das Licht der römisch-katholischen Gutgläubigkeit meiner Eltern hielt.

Meiner Mutter ihr Leben zurückgeben. Meine Mutter hatte sich, wie viele Mütter ihrer Generation, ihr Leben mehr oder weniger von Kirche, Mann und Kindern stehlen lassen. Ihr den Platz geben, der ihr zustand. Das wollte ich mit meinem Buch *Moederkerk*. Sie war eine Schattenmutter gewesen und musste ins volle Licht gerückt werden. In den fünfziger Jahren hat es nie auf sie scheinen dürfen. Diesen Fehler der Geschichte sollte ich ein halbes Jahrhundert später beheben, indem ich ihre Geschichte, ihre Erzählung aufschrieb, die mit dem Aufstieg und Untergang der römisch-katholischen Kirche in den Niederlanden zusammenfiel. Es stellte sich als eine Übung heraus, von der ich viel lernte, und die mich dazu zwang, über einen Begriff nachzudenken, den unsere Generation pflegt, nämlich den Begriff ‚Autonomie‘.

Um verstehen zu können, wovon ich spreche, erzähle ich kurz die Geschichte meiner Mutter, und unserer Familie. Meine Mutter wurde 1916 geboren, sie starb 2006. Ihre Mutter wurde von der heiligen römisch-katholischen Kirche mehr oder weniger mit einem Mann verheiratet, mit dem etwas nicht stimmte. Laut dem Pastor, der den Heiratsvermittler gab, würde das aber in einer guten Ehe vorübergehen.

Es ging aber nicht vorüber, denn der Mann vergriff sich in der Kirche an einem Chorknaben, und erwies sich als pädophil. Die Folgen: Meine Mutter wuchs mit einer verbitterten Mutter im Haus ihrer kleinbürgerlichen und kühlen Großeltern auf. Das war das erste Drama. Das zweite war, dass sie selbst sich kurz nach dem Krieg in einen protestantischen Jungen verliebte. Das war nicht erlaubt, von der Kirche aus nicht, vom Pastor nicht, von Großvater und Großmutter aus nicht. Sie war hoffnungslos verliebt, und sie hatte sich zusammen mit ihrem Henk schon Namen für eventuelle Kinder ausgedacht. Sie hatten sich auch schon eine Lösung für das Taufen der Kinder überlegt. Die Jungs alle protestantisch, die Mädchen katholisch getauft, oder einfach abwechselnd – also das erste Kind katholisch, das zweite protestantisch und so weiter und so fort. Doch es blieb beim Träumen, denn schlussendlich trennte sie sich von Henk, weil auch sie selbst sich diese Beziehung nicht erlaubte. Selbstzwang heißt so etwas im Fachjargon. Das dritte Drama war, dass sie mit ansehen musste, wie die Hälfte ihrer älter werdenden Kinder die Kirche gegen Marx und Mao eintauschte. Das vierte Drama war, dass die römisch-katholische Kirche des alten Stils in den sechziger Jahren vollkommen zusammenbrach.

Und das war die Kirche, für die sie alles aufgeopfert hatte und von der sie fast alles hingenommen hatte. Sie hatte ihre große Liebe ziehen lassen. Sie hatte sich als Leiterin der katholischen Jugendbewegung für die Kirche die Hacken wund gelaufen. Sie war das katholische Spiegelbild der dienstbaren, die eigenen Interessen zurückstellenden Jungfrau Maria geworden, nur mit Kindern. Sie war mit einem anständigen, katholischen Mann verheiratet, den sie schließlich zu lieben gelernt hatte. Und sie hatte ihrer ältesten Tochter eine Zeit lang den Zugang zum Haus verwehrt, als sie mit ihrem maoistischen Freund nach

Hause kommen wollte. Kurzum: Sie hatte jahrelang wie eine Ameise die Last geschleppt, für einen Ameisenhägel, der einzustürzen drohte.

Und meine Mutter stellte sich nicht als einzige Verliererin der römisch-katholischen Geschichte heraus, die zuerst Mädchen und Frauen zu extremem Gehorsam gegenüber Gott und der Familie gezwungen hatte, und ihnen anschließend in den späten sechziger Jahren vorgehalten hatte, dass sie selbst jemand sein mussten. Laut der neuesten theologischen Einsichten wollte der Schöpfer selbst das. Und auch der Pastor und der Kaplan in unserem Dorf wollten das. „Lasse ein Gebet aus, wenn es dir nicht gefällt“, stand zum Entsetzen meiner Mutter plötzlich auf dem vervielfältigten Kirchenblatt. Gleichzeitig wurde ihr auch noch mitgeteilt, dass sie an einem Sonntag auch mal ausschlafen dürfe, sie könne genauso gut zur Samstagabendmesse gehen.

Meine Mutter fühlte sich doppelt verraten. Zuerst hatte die Kirche sie als Frau verraten, die nicht mit ihrer großen Liebe ziehen durfte; dann hatte die Kirche sie als Gläubige verraten, denn sie war, wie es hieß, vom alten Schlag, sie kam nicht mit. Ihre Lösung war einfach. Sie suchte einen Priester mit einer Art eigenen, außerordentlich konservativen katholischen Kirche, einen Priester, der sozusagen im Alleingang damit angefangen hatte, die Kirche vor der Modernität zu retten. Dort konnte sie wunderbar auf Latein singen und das weiße, unbestimmte, frohe Glaubensgefühl zurückerlangen, das ihr durch jedes große und kleine Elend ihrer Existenz geholfen hatte.

In einem Brief an diesen Priester schrieb sie: „Was habe ich aus ganzem Herzen mitgesungen, es erinnert mich an so viel Schönes aus vergangenen Jahren. Und wissen Sie, Pater, was mich immer so bewegt? Wenn nach der heiligen Kommunion die ganze Kirche betet und Sie ehrfurchtsvoll zusammen mit uns in Dankbarkeit knien. Wirklich, das erlebe ich immer mit viel Ergriffenheit. Alles in allem war es wieder so schön, dass man glücklich und dankbar nach Hause geht.“

Sie wollte keine Autonomie. Sie wollte zumindest keine Autonomie, wie wir sie uns vorstellen, als allerindividuellster Ausdruck des allerindividuellsten Gefühls. Sie wollte die Last weitertragen. Und die ließ sie sich durch nichts und niemanden abnehmen. In der durch die Kirche sanktionierten Familie, in den katholischen Umzügen und Prozessionen, in der guten römisch-katholischen Ehe fand sie ihr Glück. „Ein wunderbarer Sonntag“, schreibt sie später in einem Brief, „wird mir von den vielen schönen, als die Kinder klein waren, unvergessen bleiben. Es war der Tag, an dem Jos seine erste heilige Kommunion empfing. Wir standen zu sechst am Altar, Peter als Akolyth, die drei Mädchen in langen weißen Kleidern wie kleine Bräute, Gerard als Messdiener, und Jos als Kommunionkind.“ Das ist so ein Moment, in dem sie glücklich war, gerade weil sie die Last trug. Da haben Sie es: das Gesicht, oder besser gesagt, das Herz der Ameise.

Und nach diesem Herz, nach diesem Gesicht darf, kann und muss man als Autor persönlicher Geschichten auf die Suche gehen. Darf ich es als das Erwischen der Ameise in Worte fassen? Es wurde nämlich eine ganze Menge geschleppt, in dem Jahrhundert, das hinter uns liegt. Und wir, die nichts mehr

schleppen, schieben oder ziehen, können nur schwer nachvollziehen, dass unsere Eltern oder Großeltern darin ihr Glück fanden.

Natürlich haben viele von uns in den sechziger und siebziger Jahren auch etwas geschleppt. Ich war zum Beispiel ganz bei Mao, wie ich schon erwähnte. Genauso ein Typ der Sorte „Die Partei hat immer Recht“, oder auch: der nützliche Idiot von Lenin. Als ich also in einem alten Katechismus meiner Mutter das mit Bleistift geschriebene Wort ‚übertrieben‘ stehen sah, neben irgendeiner Strafe für irgendeine empörende Sünde, erwachte ich plötzlich. Ich schämte mich rückblickend für die Ausrufezeichen, die ich in mein Exemplar des Roten Buchs geschrieben hatte. Im Nachhinein war ich stolz auf meine Mutter. Sie schleppte die Last, aber war auf ihre Art und Weise autonom.

Wir müssen ehrlich sein. Ich war in der Zeit, in der ich mich Mao vollständig hingegeben hatte, bedenklich glücklich. Und wir müssen es wagen, wahr sein zu lassen, dass unsere Eltern oder Großeltern nicht weniger glücklich beim Schleppen der Last für den Papst waren, für Hitler, für Mussolini, für Walter Ulbricht oder Erich Honecker oder vielleicht sogar für den erst im letzten Jahr verstorbenen Haudegen Margot Honecker oder für wen oder was auch immer.

Uns genügt Bescheidenheit. Wir müssen die Last, den Balken der Geschichte nicht mehr auf unsere Schultern laden, höchstens ein kleines Brett oder ein Streichholz. Aber die Suche nach dem Gesicht der Ameise ist spannend und überraschend. Und zusätzlich kann sie auch etwas offenbaren. Ich lernte dadurch meine Mutter besser kennen denn je. Ich lernte zu sehen, dass Autonomie sich auf verschiedenste Weise in einem Menschenleben manifestiert. Und ich lernte auch, das Geheimnis der totalitären römisch-katholischen Kirche und des Papstes besser zu begreifen. Könnte so etwas auch einfach für andere Männer, die Geschichte schrieben, gelten – für Hitler und Honecker? Die Geschichte von Hitler und Honecker und der Last und der Ameise ist eine Entdeckungsfahrt. Ich wünsche Ihnen eine gute Reise.

Übersetzt von Anna Eble und Lisa Mensing